Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 5

Artikel: Der Scharfrichter von Eger : ein Lebensroman [Fortsetzung folgt]
Autor: Vögtlin, Ad.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661956

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Birke im Schnee.

Lichte, schlanke, morgenschöne,
Weiße Schwester Birke!
Keusch und kühl und schwerverhangen,
Und der Zweige zärtliches Gewirk
Schwer von stillverschlossner Süße.
Und am schimmernd reinen Stamme,
Wie ein Ruf von erstem Frühlingsjubel,
Hoch ein zierlich Vogelkästchen —
Tiefverschneit.

O du köstlich junge Birke!
Wessen ist dein Bild und Gleichnis? . .
Weiß ich wo ein lichtes, zieres
Mädchenbildnis, keusch und kühl,
Schwer von stillverschlossner Süße,
Schneeverhangene Mädchenseele.
Öffne du ein morgenhelles Fenster,
Laß den Frühling meiner kleinen Lieder
Ein zu dir —
Ein den Ruf von erstem Frühlingsjubel:
Daß dein Tag dir voll von Süße rinnt,
Daß mein Tag mir voll von Süße rinnt!

Otto Ostertag.

Der Scharfrichter von Eger.

Ein Lebensroman von Ad. Vögtlin.

IX.

„Und wie steht's denn jetzt um deine Freundschaft mit dem Grafen," drang ich in Sophie, als ich bei einer Scheune am Dorfrand von ihr Abschied nahm.

„Aha!" lachte sie, „das Wort vom „lieben Grafen" hat dich gestochen, und die Wunde ist noch nicht vernarbt. Da muß ich schon den Balsam meiner Liebe darauf streuen ... Wenn ich sie dir nur beweisen könnte!"

„Am besten mit einer baldigen Hochzeit!" sagte ich. Da rief sie aus, indem sie mich umhalste: „Wann du willst, Karl."

„Und deine früheren Bedenken?"

„O, du wirst mich nicht hungern lassen, und die nötige Leinwand hab' ich nun beisammen," rief sie mutig, mit sich völlig im Reinen. „Die gute Müllerin gibt mir ein Schönes zum Brauttrossel."

„Und das Andere? Mein übler Beruf als Scharfrichter? Unsere Vereinsamung?" Da hob Sophie an zu trällern — ich weiß nicht, woher sie zu der Melodie kam —: „Und wenn die Welt voll Teufel wär', es müßt' uns doch gelingen, sie auf das Knie zu zwingen ... Vom Himmel kommt uns Hilfe her!" ... und sang es immer stärker und freier, bis ich selbst mit meinem Baß einfiel.

Jetzt faßten wir einander bei den Händen und legten sie wie zum Schwur zusammen.

Noch eine Frage hatte ich auf dem Herzen, und sie mußte getan sein: „Und wirst du den Grafen je wieder besuchen?"

„Wenn du mitkommst, warum nicht? Ich habe jetzt gar keine Angst mehr vor ihm. Da die Dreschflegel nicht immer zur Hand sind, hab' ich mir für alle Fälle das da zugelegt." Sie zog einen zierlichen alten Dolch aus dem Mieder, der immerhin gefährlich werden konnte, wenn er das Herz traf.

„Wie kommst du dazu?" fragte ich, erstaunt von ihr ablassend.

„Der Graf hat ihn mir in die Manteltasche gelegt, wo ich ihn erst gestern fand, und dazu einen Zettel, worauf geschrieben stand: „Für den Fall, daß ich Ihnen je einmal zu nahe treten sollte!" ... Siehst du, so erzieht man sich die Menschen!" jubelte meine Liebe.

Wir trennten uns mit dem Versprechen, in wenigen Wochen miteinander vor den Altar zu treten. In der Michaelikapelle sollte die Trauung sein, wo wir uns einst im stillen gelobt hatten, einander anzugehören. Wir standen noch im Frühling des Lebens und dachten vorläufig nicht mehr an die schweren Zeiten der Ernte. Die Liebe sollte ihre Kraft an uns bewähren.

Von der Rückwanderung nach Eger weiß ich nichts mehr, als daß ich wie ein glühender Jüngling schwärmte von kommenden seligen Zeiten; wo wir selbander, Schulter an Schulter, in den Kampf ums Dasein gingen, und ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß es uns gelingen würde, das Leben in ein Lied zu verweben.

Wir waren beide gesund und kräftig und jedes in seinem Fache tüchtig; beide auch entschlossen, die Hand zu rühren und nicht andern die meiste Arbeit zu machen, wie viele, die selbst nichts tun. Wie die meisten Menschen im Frühling sah ich das Land in voller Sonne vor mir liegen und dachte nicht mehr an die Schatten, welche kommende Wolken darüber ausbreiten würden.

Und doch stellte mich Margret bei meiner Heimkehr gleich vor ein dunkles Rätsel: Die Mechthild war zweimal dagewesen, hatte sich das erste Mal nach dem Verbleib Sophies erkundigt, da die Nachricht von ihrem Verschwinden wie ein Lauffeuer in der neugierigen Stadt von Haus zu Haus gegangen war, und bei ihrem Wiederkommen einen herzförmigen Mandelkuchen dagelassen, der in weißem Zuckerguß meinen Namen trug, hinter welchem ein mächtiges, etwas aus dem Stil fallendes Ausrufungszeichen stand.

„Es soll dich an vergangene, schöne Stunden erinnern," belehrte mich Margret. „Begreifst du das, nach allem, was zwischen euch vorgefallen?"

„So wie sie beschaffen ist, melancholisch, schwerblütig, hat sie die Herrschaft über ihre Nerven verloren, und die Sehnsucht nach dem Manne macht sie krank und unfähig, der Vernunft zu gehorchen. Sie ist bei aller Jugendfrische ein bedauernswertes Geschöpf," antwortete ich.

„Du verachtest sie also nicht?"

Ich schüttelte den Kopf: „Nein, Mitleid hab' ich mit ihr!"

„Sieh, wie gut sie dich kennt: Sie sagte, du könntest sie nicht hassen, dieweil sie dich liebe, und ihr müßtet noch einmal gute Freunde werden. Sie könne doch nichts dafür, daß sie dich lieb habe."

„Da hat sie recht; so lange sie nichts unternimmt, was mir schadet, werde ich sie nicht verstoßen. So denkt auch Sophie."

„Du, Karl, da komme ich nicht mehr mit; wenn du den Frieden mit dir selbst und deiner Zukünftigen haben willst, dann muß dir Mechthild Luft sein."

„Sie ist ein armer Mensch; wenn ich ihr helfen kann, den Weg durchs Leben zu finden, will ich es tun, ohne daß ich mich auf Freundschaft einlasse."

„Und ich warne dich vor ihr. Hättest du es mitangesehen, wie sie hier sich umsah, die Zeichen deiner Gegenwart verehrte, dein Handwerkzeug betastete und endlich in der Schlafkammer ihr Gesicht in das Kissen deines Bettes vergrub ... du müßtest dich eines andern besinnen und jeden Verkehr mit ihr meiden."

Margret brachte das alles in erregtem Ausdruck vor und bewirkte, daß ich einen Augenblick stutzig wurde. Dann aber machten meine Gedanken wieder ihre Luftsprünge: „Sophie kommt und hernach gibt's eine neue Welt! Was soll ich mich um schlimme Zufälle kümmern, bevor sie mich treffen?"

„Das ist eine ganz neue Stimmung, Karl; eine Anschauung wag ich's nicht zu nennen. Aber wozu dienen denn Wissen und Erkenntnis, wenn sie uns nicht vorsichtig machen?"

„Magst recht haben, Margret; aber es ist nun ein neues Lebensgefühl von unerhörter Stärke über mich gekommen. Da mag ich nicht verweißen und waswählen und noch weniger das, was kommen mag, vorauszusehen versuchen .... Am letzten Mai wird Hochzeit gemacht!"

„Wie, im Maien schon?" staunte Margret. „Wie gerne wollt' ich mitmachen! Aber ich bin noch nicht so weit. Uns fehlt noch gar viel."

„Wir werden euch aushelfen," sagte ich im Übermut.

Im Laufe der Wochen zeigte es sich jedoch, daß ich noch vieles im Häuschen zu ändern und neue Räume auszustatten hatte, um Sophie ein würdiges Obdach zu bereiten. Manch alte Münze mußte herhalten, um neues Geld zu beschaffen und die Auslagen für neue Möbel zu bestreiten. Da ich die Ausrüstung der Küche, Garten- und andere Geräte, Betten und Schränke Margret mit in die Ehe zu geben versprochen, war viel zu ersetzen. Wohl erwies sich Meister Klotz um so nachgiebiger, als Mechthild mit ihren schwärmerischen Hoffnungen auf neue Freundschaft die Stimmung in seinem Hause mehr und mehr beherrschte, und so gab er denn auf die erste

Mahnung hin Sophies Eigentum heraus. Aber ich hatte ja fast das ganze Haus zu bestellen, und so wurde aus dem letzten Mai der erste September.

An diesem Tage ließen wir uns im Beisein Hermanns und Margretens in der Michaeli-Kapelle trauen, gingen nachher in unsre städtische Wohnung am Mühltor, nahmen ein gutes Mahl ein und stießen auf die heilige Handlung des Priesters zu mehreren Malen an, ohne nach alter Übung dem Weine besonders zuzusprechen. Wir wußten beide aus Erfahrung, wie verhängnisvoll ein übermäßiger oder auch nur im geringsten die Willensfreiheit lähmender Genuß solchen Getränkes eine Vermählung entadelt und die Zukunft der Geschlechter gefährdet.

Nur ein Schatten fiel auf das bei aller Würde in frohmütiger Stimmung verlaufene Fest: Der Geistliche hatte meine Einladung dazu wohl angenommen, ihr aber nicht Folge geleistet; und am folgenden Tage wurde die Michaeli-Kapelle auf Anordnung des Eger'schen Patronats gesperrt, und es fand hinfort weder Gottesdienst noch Trauung darin statt.

Am Altar, wo der Scharfrichter gekniet hatte, durfte doch kein ehrbarer Mensch mehr getraut werden! So wurde denn die Kapelle, — wir sahen's mit eigenen Augen — auch vollständig geräumt.

Besser erging es meiner Schwester und ihrem Bräutigam, die in Königsberg unter freundlicher Teilnahme der Dorfbewohner vermählt wurden.

Darüber, in der Übung unserer täglichen Pflichten und im sonntäglichen Gottesdienst vergaßen wir zeitweilen das Unrecht, das man mir angetan hatte. Das uns kränkende Vorkommnis, welches mich neuerdings bei allen ungebildeten Leuten in Verruf brachte und neuen Abscheu gegen mich erregte, versetzte uns ebenso oft in Nachdenklichkeit und Trauer, je inniger wir uns liebten. Und als mir Goethe einmal schrieb: „Arbeiten Sie nur, die Freude kommt von selbst," wollte es mich bedünken, der große Mann vermöge sich nicht in meine Lage und Stimmung hineindenken; denn es ward mir immer schwerer, mein verabscheutes Handwerk gerne zu tun.

Als nun die Meldung kam, daß Margret guter Hoffnung sei, fragten wir uns mitten in der Freude über die Nachricht, aber unter dem Eindruck der neuen Enttäuschung stehend, welches das Schicksal unserer Nachkommen sein würde. Wohl hegten wir die Überzeugung, daß wir aufgeklärteren Zeiten entgegengingen, daß die barbarischen Einrichtungen, die wir aus dem Mittelalter vererbt bekommen, abgeschafft würden; aber wir erlebten es ja mit schmerzbewegter Seele, daß Sitten und Vorurteile älter wurden als die Geschlechter der Menschen. Was diese insgemein als Segen Gottes betrachten, das Kind, würde unter ihrem Unverstand leiden und verkümmern müssen, gefürchtet, verwünscht und verabscheut sein wie wir.

Die Warnung des Grafen tauchte im Geiste Sophies auf und schlug darin Wurzel, während sie seinerzeit von ihr leicht hingenommen, ja, in den Wind gepfiffen worden war. Sie durchwucherte und überspann ihn schließlich so, daß Sophie eine Zeitlang an nichts anderes mehr zu denken vermochte. Häufig saß sie in Tränen da, wenn ich von meinen Ausgängen heimkehrte; und ich fand keinen andern Anlaß dazu heraus als die trübselige Vorstellung vom Elend ihrer allfälligen Nachkommen.

Einmal geriet sie auf die Frage: „Und wenn uns keine Kinder beschieden wären, Karl, wie dann?"

„Dann wäre dies den kurzsichtigen Leuten ein deutlicher Beweis dafür, das der Herr uns seinen Segen vorenthielt schon meines Berufes halber. So oder so, wir sind verworfen."

„Dann kann uns das Heil nicht von außen kommen," schloß sie, „wir müssen es in uns selber suchen."

„Gewiß Sophie; aber es handelt sich nicht um uns, sondern um das Dasein unserer Kinder."

„Ja, ein Kind!" sagte sie wehmütig, und ich fühlte aus dem Zittern ihrer Stimme heraus, daß es ihr sehnsüchtiger Wunsch war, dessen Erfüllung für das Gemüt eines weiblichen Wesens das fruchtbarste und dauerhafteste Glück bedeutet.

Mich selber erfüllte in solchen Augenblicken ein furchtbarer Groll gegen die Mitmenschen, die mich und die meinen nicht als ihresgleichen anerkennen und mir die Wohltat gesellschaftlichen Zusammenseins vorenthalten wollten, daß ich einmal unmutig ausrief: „Uns bleibt nichts übrig, als uns gegen Gott, der solches zuläßt, und die Natur, die es so nicht will, zu verhärten. Wir bleiben am besten kinderlos."

Da jammerte sie auf und schluchzte: „Kinderlos! ... Und dein Geschlecht soll erlöschen?" ...

Und vor meinen Augen spielte sich die Tragödie des liebenden, schöpferischen Weibes ab, daß ich davon ergriffen wurde und endlich zu ihrer

Beruhigung sagte: „So lassen wir den Dingen ihren Lauf. Gott segne dich!"

Sophie schloß mich in ihre Arme und küßte mich: „Wir können doch eine kleine Welt für uns sein, wenn die große uns ausschließt," sagte sie getröstet, und wir waren gesonnen, von dieser nichts mehr zu verlangen, sondern ihr zu geben, was an uns lag. Das war eine Selbsttäuschung, an der wir alle leiden; denn wir sind ja doch alle das Erzeugnis unserer Vor- und Umwelt. Wehe dem, der sich selbst außer der Reihe stellt!

Wir kamen im Laufe der Monate zu dieser bittern Erkenntnis, da wir einsamer lebten als je, indem wir uns selbst zu genügen versuchten und fast ausschließlich auf den Verkehr mit der Natur angewiesen waren. Es schien, als ob sich auch diejenigen Egerer, denen ich früher gute Dienste als Wappen- und Geschlechterkenner erwiesen hatte, endgültig von mir zurückziehen wollten. Selten kam ein Auftrag.

Es war eben so: Durch meine Verheiratung hatte ich mich gegen die Anschauung vieler vergangen, für die es eine ausgemachte Sache war, daß der Scharfrichter sein Leben unvermählt und am besten in der Einöde zu verbringen habe, da sein Geschlecht ja doch verflucht wäre.

Wie aber der Mensch vom Menschen schöpfen muß, dem lebendigsten Quell für sein seelisches Leben, entging es uns nicht, daß unsere zunächst ungewollte, alsdann trotzvoll gewollte Selbstgenügsamkeit uns arm zu machen drohte; wir vermißten endlich doch die Sonne der Öffentlichkeit, welche wie diejenige am Himmel die besten Kräfte weckt und erhält, die im Schatten zugrunde gehen.

Wir wollten trotz allem unser Leiden wertvoll machen. Besaßen wir nicht auch jene untrüglichen Gegenmittel gegen das Leid, die jedermann finden kann: Die Liebe und die Arbeit?

Plötzlich leuchtete ein Komet an unserm nächtlichen Himmel des Jahres 1791 auf: Der Dichter Friedrich Schiller kam nach Eger, um Studien zu seinem „Wallenstein" zu machen, und ich wurde ihm von Goethe als Kenner der Altertümer aus jener Zeit und als Führer durch die Stadt empfohlen.

Ich holte ihn im Junker Metternich'schen Hause am Marktplatz ab. Zu meinem Erstaunen benahm er sich viel aristokratischer als Goethe und hielt mich, wenn er nicht gerade etwas von mir wissen wollte, auf Distanz. Ich zeigte ihm den Saal im Schlosse, wo Illo und Tertzky umgebracht wurden, auf dem Rathause die vielen phantasievollen Gemälde von Wallensteins Tod, in der Bibliothek die Partisane, welche den Feldherrn in die Brust getroffen, auch ein Marschallsschwert, das Nachtlämpchen, welches ihm in die letzte Nacht hineingeleuchtet, die Waffen und Rüstungen aus der Schwedenzeit und anderes. Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Dichter dem Bilde, das die Inschrift trug „Wahre Abbildung der Exekution, so zu Eger, den 25. Feber Anno 1634 fürobergegangen" und das eben die blutige Ermordung der Wallensteinischen Offiziere darstellte. Er kam mir krank und aufgeregt vor und jedes Wort war geistreich zugespitzt, wogegen Goethe von Gesundheit und allumfassender Liebe strahlte. Doch ward mir Schillers Botschaft, daß Goethe mich bald einmal besuchen werde, zum verheißungsvollsten Dank für meine Bemühung.

Aber ein rechter Komet hat seinen feurigen Schweif. Dieser überspannte fast mein ganzes Leben, Unheil drohend, und bewies mir, wie die kleinsten Ursachen, sofern sie auf Charakterschwäche beruhen, verhängnisvolle Wirkungen haben können.

Und es war doch nichts als eine anscheinend harmlose Einladung der Familie Klotz, den Sankt Vincenztag in ihrer Mitte zu verbringen. Wir hätten sie gemäß den Erfahrungen, die wir mit den Klotz bereits gemacht hatten, ablehnen sollen. Aber der Tag, welcher der Feier eines Heiligen galt, zugleich ein Ernte- und Dankfest war und zudem so nahe bei Goethes Geburtstag stand, konnte uns doch nichts Übels bringen, und weil der Mensch mehr auf Besserung bei den andern als bei sich selber hofft, nahmen wir die Einladung an. Sie war auch in verlockender Form an uns ergangen, indem sich Frau Klotz in den Mantel der Buße tuenden Sünderin warf und uns bat, das Vergangene zu vergessen und von nun an der Äußerung aufrichtiger Verwandtschaft gewärtig zu sein. Im Gegensatz zu Margret hatten wir beide, da wir uns nicht der geringsten Schuld bewußt waren, keinerlei Angst, sondern vielmehr die Meinung, man müsse den Reuigen entgegenkommen und Verzeihung üben; dies sei nur menschlich.

So begaben wir uns denn wieder einmal in das Färberhaus am Brucktor, entschlossen, über die widerwärtigen Vorkommnisse Gras wachsen zu lassen und dem heiligen Vincenz Ehre zu erweisen, indem wir uns versöhnlich zeigten. Mechthild drückte mir lange die Hand, wobei sie die Augen niederschlug und hernach Sophie um-

armte. Die beiden Alten verhielten sich freundlich, ohne warm zu werden. Aber wie wir nun aus dem dunkeln Hausflur ins Tageslicht hinaustraten, umwogte uns feierliche Festluft und wir eilten freudig gehoben auf den Ring, wo von allen Stadttoren schon früh um sieben Uhr die Züge nach Tausenden zählender Kirchkinder aus Stadt und Umgebung, an ihrer Spitze die Geistlichkeit im Prunkgewand, zusammenströmten, alle im Takt aufmarschierend, da jeder Zug von einer Gruppe Egerländer Bauernburschen geführt wurde, welche auf Blasinstrumenten die Landesmärsche spielten. Das Wogen so vieler tausend Menschen schlug auch uns in seinen Bann, und wir wurden vom Strome mit in die Hauptkirche zu Sankt Niklas gerissen und wieder hinaus, als die Prozession, der Dechant das in Gold gefaßte und mit Edelsteinen geschmückte Haupt des heiligen Vincenz auf einem rotsamtenen goldgestickten Kissen tragend, von allen Pfarrern im größten Ornate, von den bürgerlichen uniformierten Schützen, von den Zünften mit ihren Fahnen und vielem Volke begleitet, dem Gotteshause entwallte.

Nach dem Mittagessen fand man in den öffentlichen Anlagen so wenig Platz wie in den Lustgärten und Weinhäusern, da die Dörfler diesen Tag in der Stadt verjubeln und vertanzen wollten; so schlug Schwager Klotz denn eine kleine Landpartie vor, und wir zogen froh gemut nach dem eine halbe Stunde entfernten Jägerhaus hinaus. Dem Ufer des Egerflusses entlang führte uns der mit schattigen Baumreihen bepflanzte, wohlgesandete Weg, der durch zwei Stege mit einem Allee-Weg am andern Ufer verbunden war. Sophie und Mechthild, die munter aufgelegt war, machten sich ein Vergnügen daraus, diesem Ufer entlang zu gehen und uns von Zeit zu Zeit über den Fluß zuzuwinken und zuzurufen.

Der Waldrand war von bequemen Fußwegen durchschnitten, und die Umgebung des Jägerhauses erweiterte sich zum schönsten Naturpark, der uns Junge einlud, uns im Jagen und Fangen zu üben. Einmal geriet Mechthild nach rasendem Eillauf außer Sehweite, und als ich sie endlich im Gebüsch erlief, war sie ganz atemlos und fiel mir wie ohnmächtig in die Arme. Ich stützte sie und führte sie auf den Weg zurück, wo uns Sophie entgegenkam, welche die Augen etwas absichtlich von uns abwandte. Als ob ihr nichts aufgefallen wäre, rief sie: „Da sind wir ja gleich beim Jägerhaus! Und dort sitzen die beiden Eltern schon hinterm Tisch!“ Damit faßte sie Mechthild bei der Hand und zog sie von meiner Seite weg. Mechthild ließ es geschehen; aber wie mir schien, widerwillig. Bald fand sie den Rank, um wieder an meine Seite zu gelangen, und so führte ich die beiden Frauen, je links und rechts eine an der Hand, dem Elternpaar Klotz zu, das bereits für Trankſame gesorgt hatte.

Wir ließen uns die Erfrischung schmecken und genossen zunächst, kaum plaudernd, sondern nur etwa mit den Gläsern leise anstoßend, den Ausblick in das wunderschöne Egertal, den zwischen üppigen Wiesen, grotesken Felsen und wohlbestellten Gärten ruhig dahingleitenden Fluß, der im Osten die alten Festungsmauern bespült. Über diese hinaus ragten die Ruinen der gewaltigen alten Burg, in welcher die vornehmsten Anhänger Wallensteins bei einem Bankett niedergemacht wurden, sodann der schwarze Römerturm, und im Hintergrunde erhoben sich die blauen Gebirge, welche die Landschaft wundervoll abschlossen.

Still anschauend, versenkten wir uns in ihre Reize, bis mir plötzlich das Wort über die Lippen sprang: „Unser Egerland ist ein kleines Eden. Wie schön und wie fruchtbar ist es; alles, was man zum Leben braucht ...“

„Ja“, unterbrach mich Mechthild beinahe kreischend, „alles ... bis auf die Liebe!“, stand auf vom Tisch und ging schluchzend um die Ecke. Wir waren alle starr vor Staunen über diesen unvermuteten Ausbruch. Wie schwer mußte ihr Herz geladen sein!

Sophie ging der Unglücklichen nach, um sie zu trösten. Sie erreichte, daß Mechthild eine Art Bekenntnis ablegte: „Dir ward das Glück und mir das Elend zugeteilt.“

Darauf fühlte sich die Arme von einer geheim gehaltenen Qual erleichtert. Sie hatte sich aussprechen dürfen, und die ruhige Entgegennahme ihres Bekenntnisses durch Sophie bewirkte, daß sie Vertrauen zu ihr faßte und an ihrer Hand zu uns zurückkehrte. Wie bei gesunden Kindern ward aus dem Tränenbächlein Mechthilds bald ein Lächeln, so daß sie sogar über sich selbst zu scherzen vermochte: „Ich bin im Grunde genommen ein leichtsinniges Wesen. Trotzdem uns die Kaiserburg, das Stadthaus und die vielen Festungstürme auf Schritt und Tritt an eine große Vergangenheit erinnern, ist diese mir Luft; ich möchte ganz mein eigenes

Leben leben und mich nicht kümmern um das, was einst gewesen."

„Das kann kein Mensch," sagte ich zu Mechthild, „weil keiner weiß, was er ist. Durch unsere Adern rinnt das Blut der Ahnen, das unser Fühlen und Denken verwirrt, so daß wir erst im Laufe der Jahrzehnte das Wesentliche und Ausschlaggebende unserer Natur erkennen. Es irrt der Mensch, so lang er strebt, schrieb Goethe."

„Und dennoch müssen wir uns nach den Sitten der Gegenwart richten, die nicht aus unserm Wesen stammen," klagte Mechthild; „sind sie nicht auch aus dem Irrtum geboren? ... Warum müssen sie sich denn mit den Zeiten ändern?"

„Eben weil der Mensch sich ändert," warf Klotz ein; „das sehen wir stets an der Jugend. Nie will sie dem Alter parieren!"

Das war nun ein Treffer für Mechthild. Sie schwieg einen Augenblick und warf die Lippen schmollend auf. Dann begannen ihre dunkeln Augen zu funkeln, und zürnend schrie sie, als ob sie allein in der Welt wäre: „Ach was! Ich möchte am liebsten in der Türkei leben. Dort kann ein Mann zwei Frauen und mehr heiraten ... Ich würde mich ganz sicher mit Sophie vertragen ..."

Und sie schlug eine irre Lache auf, die uns erschütterte. Zuerst fand ich das Wort wieder und sagte zu ihrer Beschwichtigung: „Wir können einander lieb haben und treue und gütige Verwandte sein, ohne daß wir alle einander heiraten."

„Ach Gott", schrie sie weiter, „ihr ahnt nicht, wie ich leide. Warum sollen sich zwei heiraten müssen, wenn sie einander lieben? ..... Dein Goethe liebt ja auch und hat keine Frau! ..... Warum sollst du mich nicht ..."

Mechthild hatte alle Fassung verloren und unterlag ihrer schreckhaften Offenheit. Ihr zu widersprechen, sie zu belehren, war zwecklos.

„Gehen wir!" sagte ich und erhob mich vom Tische.

Vater Klotz bezahlte die Zeche und wir brachen auf. Mechthild hielt sich an meine linke Seite und bemerkte in drohendem Tone: „Einst sagtest du selbst, Karl, das was dem Leben den Wert gebe, sei Liebe und Arbeit ... Die Liebe zuerst!"

Das war in der Tat eine träfe Entgegnung. Was konnte man darauf erwidern? „Ich bleibe bei meinem Wort. Die Liebe kommt ungerufen. Wer das Eine nicht haben kann, der halte sich ans Andere. Sprich einmal mit einem Weisen darüber!"

Aber sie ging nicht auf meinen Vorschlag ein, sondern murmelte während des Gehens, wiederholt vor sich hin: „Nicht haben können! Nicht haben können! ... Warum nicht haben können? ... Das ist mein Elend."

Es schwamm etwas Trübes durch ihre Augen.

Die Heimkehr war für uns alle peinlich, da die Leute, die wir antrafen, auf Mechthilds unsteten Gang aufmerksam wurden und zu ihren klagenden Äußerungen die Köpfe schüttelten.

Im Flur des Färberhauses nahmen wir von den Schwagersleuten dankend Abschied und ich sagte zu Mechthild: „Gott behüte dich! Komm bald einmal zu uns herüber!"

Da leuchteten ihre Augen wieder in Klarheit: „Das sagst du, Karl?" rief sie beglückt; „Ja, bald, bald!"

Wir hatten den Eindruck, sie habe ihre innere Ruhe wieder gefunden, und machten uns keine besondern Gedanken über das Benehmen und Reden Mechthilds. Wie ein verheißungsvoller Stern stand ja die Nachricht über dem Scharfrichterhäuschen: „Goethe kommt!" Und wir sahen Nacht um Nacht zu ihm hinauf und hofften, die Verheißung müßte in Wochen oder Monaten schon in Erfüllung gehen. Unser Schicksal hing ja davon ab. So war uns Schiller, der Jünger, als Vorbote des Apostels willkommen.

X.

Wir mußten uns freilich noch Jahre hindurch zur Geduld bequemen. Aber die Erwartung der großen Freude stärkte sie zu unglaublicher Ausdauer, und als wir am 4. August 1806 gegen Abend miteinander vor die Goldene Sonne gingen, wurde uns die Zeit, Goethe zu erwarten, noch nicht zu lang. Um 6 Uhr fuhr er vor, sprang in einem Satze aus dem Wagen und auf mich zu, eh' er den Wirt begrüßte. „Da sind wir ja wieder," rief er; „ich werde von nun an häufig nach Eger kommen, die Gegend gibt mir zu schaffen und ich freue mich Ihrer Mitarbeit."

Ich stellte ihm Sophie als meine Gattin vor. Er sah ihr lange in die Augen, schüttelte ihr lebhaft die Hand und bemerkte erfreut zu mir: „Nun ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Frauen-Wesen! Die kann mehr als bloß Hanf spinnen!"

Wir mußten beide vor Vergnügen lachen. Jetzt begrüßte er den Wirt und dessen Frau: „Ich bleibe heute und morgen in der Goldenen Sonne, wenn ich Ihnen nicht unbequem falle.

Womöglich Zimmer 1 und 2, nicht wahr? Mit dem langen Tisch! ... Alles gesund im Hause?"

Und nun wandte er sich wieder uns beiden zu und fragte mich, ob er den kommenden Vormittag in meiner Sammlung zubringen dürfe.

„Und nachher wird es uns eine Freude sein, Sie beim Frühstück zu haben," antwortete ich, und „Ich will Ihnen etwas Schmackhaftes bereiten," meine Frau.

„Gerne, wenn ich noch einen Gast mitbringen darf, den ich bereits eingeladen habe. Er singt wie eine Nachtigall; trotz einem Kindlein in der Wiege," lachte Goethe, und meine Frau errötete.

Wir empfahlen uns und begaben uns beglückt auf den Heimweg.

„Er sieht immer noch wie ein Jüngling vom Olymp aus," rief Sophie bewundernd aus. „War's nicht Wieland, der ihn so schilderte: Zaubernde Augen mit Götterblicken, gleich mächtig zu töten und zu entzücken?"

Am andern Morgen stand der verehrte Gast schon um 7 Uhr, nach einem kleinen Spaziergang, vor meinem Häuschen, eine Mappe in der Hand. Es stellte sich heraus, daß er ein Verzeichnis seiner Mineralien-Sammlung mitgenommen hatte, um darauf anzumerken, welche Stücke, die er im Doppel besaß, er mir daraus zum Austausch gegen solche aus meiner Sammlung anbieten könnte, welche er noch nicht besaß. Auch die Münzsammlung sollte zum gleichen Zwecke genau kontrolliert werden.

Ich stellte mich ihm den ganzen Tag zur Verfügung.

„Was für treffliche Musik sie hier haben," sagte er beim Betreten meines Häuschen, „der Zapfenstreich von gestern abend klingt mir heut' noch in den Ohren nach."

„Nicht unangenehm?"

„Durchaus nicht. Sie ist weit besser als die unsrige zu Weimar."

„Ja, der Maestro Radeck versteht sich auf sein Fach."

„Ein Tscheche natürlich."

„Gewiß, Exzellenz."

„Die Tschechen sind vorzügliche Bläser; wenn sie nur in der Politik nicht so viel Wind machen wollten!" lachte Goethe und begab sich unverzüglich an die Arbeit.

Er hatte sich aus vielen Belegstücken bereits ein Bild von dem geologischen Aufbau unserer Gegend, im besondern von der Struktur des Kammerbühls gemacht und war nun häufig überrascht, wenn ich ihm neue Stücke vorlegte, die er noch nicht kannte und die sich mit der von ihm angenommenen Bodenbeschaffenheit nicht vereinbaren ließen.

Dann hielt er jeweilen in der Vergleichungsarbeit inne und bemerkte etwa vor sich hin: „Da muß ich noch öfter herkommen. Es stimmt nicht mit meinen Annahmen. Also hinaus ins Feld und die Augen öffnen." Und schließlich sagte er, mir fest in die Augen schauend: „Herr Huß, Sie wissen mehr von Ihrem mineral- und sprudelreichen Egerland als ich. Ich muß meine Studien von vorne aufnehmen. Wollen Sie mir an die Hand gehen?"

„Mit tausend Freuden, Excellenz."

„Herr Goethe, bitte; habe die Excellenz in Weimar gelassen," sagte er mit lächelndem Ernst, und jetzt erst fiel mir auf, daß er keinen einzigen Orden trug, obschon er ihrer mehrere besaß.

Beim Überblicken der Münzsammlung entdeckte er sofort, daß ich einzelne Stücke nur noch im Titel besaß, und ich erklärte ihm, daß eben manches in die Küche und die Ausstattung gegangen sei.

„Schade", bemerkte er, fand dann aber einen Ausruf des Wohlgefallens, als ich ihn in die gute Stube führte, wo wir unser Frühstück einnehmen wollten.

„Oh, Sie wohnen aber recht behaglich!"

„Wir huldigen eben dem Grundsatz: Gut gewohnt, ist halb gelebt, Herr Goethe."

„Ein gewisses Behagen ist jedem zu wünschen; nur darf es nicht zur Faullenzerei verführen. Davor bewahrt sie Ihr Streben, wie ich allenorts erkenne," gab Goethe zu. Und das Wort tat mir in der Seele wohl.

„Nun aber sollte die Unzelmann da sein; mein Wagen, der sie abholte, ist schon seit sieben Uhr unterwegs," sagte Goethe und sah durchs Fenster forschend den Burgweg hinunter. „Den Frauen gebricht es an Pünktlichkeit im Gebrauch der Zeit. Ist's nicht so, Herr Huß?"

„Die meine ist die Uhr selber," lobte ich; „punkt zwölf Uhr steht das Essen auf dem Tisch."

„Da erfreuen Sie sich einer Ausnahme," sagte Goethe lachend.

Inzwischen kam der Wagen heran und strafte ihn Lügen. „Er kommt doch immer wieder vor, der Lupus in fabula," rief Goethe, indem er hinausging, um der Dame aus dem Wagen zu helfen.

Er stellte mir die feingepuderte, anmutige Dame, die in den vierziger Jahren stand und

recht wohl erhalten war, artig vor als Madame Unzelmann aus Berlin, gegenwärtig zur Kur in Franzensbad.

Da sie meine Sammlung zu sehen wünschte, zeigte er ihr zuerst meine Münzen, die, wie er ihr erklärte, aus fast allen modernen europäischen Reichen und Provinzen stammten. „Auch einige antike Münzen sind da", und er wies auf die einzelnen Stücke hin; „recht wertvoll, dem Range der Staaten und dann der Zeit nach geordnet. Sehr sauber aufbewahrt und gehalten. Hier Abschriften von Dokumenten, die sich auf Eger und Egerische Familien beziehen. Da Waffen aus der mittleren Zeit. Kristallene und Fayence-Gefäße mit bunten Glasuren; hier gute Dinge aus gebranntem Ton, da eine tragische, jupiterähnliche Maske — und endlich eine Menge wertvoller, aufschlußreicher Mineralien. Aber die interessieren Madame nicht."

Und nun setzten wir uns an den Mittagtisch, Goethe obenan. Er lobte die reinliche Aufmachung der Speisen, die von Grünzeug und sogar Blumen eingerahmt waren, und als er die Forelle kostete, rief er: „Königlich! ... nicht wahr, Madame Unzelmann?"

„In der Tat," gab die Dame zu.

Da lächelte Sophie und sagte bescheiden: „Nur gräflich, Herr Goethe."

Und sie erzählte, wie sie die Kochkunst in einer gräflichen Küche erlernt hätte, und zwar unter der persönlichen Anleitung der Gräfin.

„Wieder eine Ausnahme!" rief er, mich anguckend.

Trotzdem schmeckte ihm auch der Tokaier „königlich" und er erwies sich für alles und jedes anerkennend und dankbar, und Madame Unzelmann unterstützte ihn lebhaft. Obschon sie Schauspielerin war, brachte sie alles, was sie zu sagen hatte, ungemein natürlich vor, und ich begriff, daß sie, die auch schon in seinen Stücken Hauptrollen gespielt, ihm sympathisch war.

Nach dem Frühstück wandte er sich an mich, als er sah, daß die Unzelmann, ihren grauen Seidenmantel ablegend und nun mit ihrer weißen Büste den Tisch überstrahlend, sich mit Sophie in ein Gespräch eingelassen hatte.

„Und nun, mein Freundchen, Ihr Schicksal? So, wie ich Sie zu kennen glaube, werden Sie sich nie mit Ihrem Amt abfinden?"

„Schwerlich, Herr Goethe," pflichtete ich ihm bei.

„Sie erwarten von mir, daß ich mich Ihrer annehme?"

„Ich habe kein Recht dazu; aber, offen gestanden, ich hoffte im stillen auf Ihre Hilfe."

„Das dürfen Sie, Herr Huß; nur stellen Sie sich die Sache richtig vor. Wir werden die günstige Gelegenheit abwarten müssen, nicht Ihnen von heut auf morgen den Weg verlegen, der Ihnen trotz aller Widerwärtigkeit einen sichern Boden unter die Füße gibt. Hören Sie meine Erfahrung:

„Mein Freund Merk suchte mich mit allen Mitteln von der Amtsgaleere, wie er meine Tätigkeit in Weimar nannte, zu befreien. Er war so sehr überzeugt, daß meine hochfliegenden politischen Pläne am Widerstand der stumpfen Welt zerschellen würden, daß die Kleinarbeit meines Beamtentums das ungeheure Opfer, das ich mir und meinem Dichterberufe bringe, nicht lohne, daß er sich sogar hinter meine Mutter machte, um mich von dem verwünschten Amte loszureißen. Der Herzog, den ich anzuleiten hatte, sei nun, wie er sein soll; das andere Dreckwesen könne ein anderer tun; ich sei zu gut dazu.

Ich schrieb meiner Mutter, daß meine Lage ungeachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich habe, und daß es nicht wohl angehe, sich mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit aus seiner Haut heraus in eine andere hineinzusehnen. Meine Freunde sähen nicht, was ich gewinne; begriffen nicht, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich soviel hingebe."

„Aber Ihr Amt barg keine Unmenschlichkeit," warf ich ein.

„Ganz recht," nahm er den Einwurf an, „aber die Gewalt meines Verlangens, aus meiner Lage herauszukommen, war so ungestüm wie die Ihrige; und so wohl ich erkannte, daß mein Amt mich aufzehrte, kehrte ich nach meiner Flucht nach Italien wieder in dasselbe zurück, sicher, mit der Zeit mein Departement zu erweitern. Die mir vom Schicksal auferlegten Pflichten mußten erfüllt werden: „Hier oder nirgends ist, was wir suchen," rief ich mir selber zu. Gewinnen wir nur Klarheit über uns selbst; mit der Sehnsucht nach Veränderung ist wenig getan. Wir müssen den für die meisten geheimnisvollen Lebensweg gehen."

Die Rede stimmte mich nachdenklich, und ich ließ den Kopf hängen: „Klarheit über mich selbst habe ich allerdings noch nicht gewonnen."

„Das ist denn auch die Aufgabe des Vernunftalters, in das Sie noch nicht eingetreten

sind," lächelte Goethe und fuhr fort: „Mein Freundchen, wenn ich es ablehne, unmittelbar in Ihre Lebensführung einzugreifen, so glaube ich anderseits ein Ziel zu sehen, nach welchem Sie aus eigenem Antrieb und vielleicht umso weniger bewußt hinstreben. Ihre Sammlungen werden in wenigen Jahren so reich sein, daß wir die gebildete Welt darauf aufmerksam machen dürfen. Kommen die Kenner und Forscher jetzt nur vereinzelt, werden sie alsdann in Scharen erscheinen und Ihren Ruf weiter verbreiten, so daß Sie Ihrer Kenntnisse und Ihres Gedächtnisses wegen gesucht werden müssen. Wird es Ihnen nicht größere Genugtuung verschaffen, als wenn Sie Ihr Emporkommen dem Schutz und dem empfehlenden Eingriff eines andern verdanken? ... Einstweilen, glauben Sie mir" — Goethe ergriff meine Hand — „wüßte ich für Sie noch keinen Posten frei; aber ich sehe in nicht allzuweiter Ferne Möglichkeiten, ja Sicherheiten für Ihr Emporkommen. Der Weg zur Höhe will langsam begangen sein; jeder Ungestüm kann uns zu Falle bringen. Aber da und dort gibt es Stufen, die uns auf eine höhere Plattform hinaufhelfen."

Ich drückte dem verehrten Mann die Hand und fand eine Zeitlang kein Wort des Dankes, von dem mein Herz übervoll war. Endlich sagte ich bestimmt: „Ich werde ausharren ... und sollte ich darüber zusammenbrechen!"

„So ist's recht, rief er; „der Mensch kann Unglaubliches leisten, wenn er seine volle Kraft einsetzt, die Zeit einzuteilen und recht zu benutzen weiß."

Goethe dankte mir für die Doppel-Belegstücke, die er sich auslesen durfte und die ich ihm in die Goldene Sonne zu bringen versprach, für die Gastfreundschaft, die ich ihm erwiesen, erkundigte sich nach einigen Liebhabereien meiner Frau, die er schon beim Kommen beschenkt hatte und sagte alsdann in einem Tone, der mich rührte: „Herr Huß, wir werden sehen, was wieder für Sie zu tun ist. Das nächste Jahr sehen wir uns wieder!"

Nebenan hatte Madame Unzelmann ein altes Spinett entdeckt, setzte sich hin und sang unter eigener Begleitung mit schöner Altstimme die „Beherzigung":

„Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben? —
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben. —
Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe;
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle."

Sie mochte wohl Einiges aus Goethes Reden aufgeschnappt und ihre Bedeutung für mich herausgefunden haben. Sie sang das Lied aus warmer Überzeugung heraus so innig und getragen, daß es mir zur Herzstärkung wurde.

Inzwischen hatte Sophie einen wohlduftenden Kaffee aufgetragen, und Goethe sowie seine Freundin waren liebenswürdig genug, ihre Einladung anzunehmen und sich noch ein Weilchen zu setzen, obschon draußen der Wagen bereitstand, der die beiden Gäste noch auf das alte Schloß und das Rathaus fahren und hernach die Schauspielerin allein nach Franzensbad zurückbringen sollte.

Wir hatten sechs zierliche Meißener Porzellantäßchen, die, jedes anders, mit Idyllen bemalt waren, und Goethe hatte seinen Spaß daran, auf jedes Bildchen ein heiteres Verschen zu machen. Papa und Mama waren in entsprechender Größe und mit dem nötigen Ernst auf der Kanne gemalt und bildeten einen hübschen Gegensatz zu den sechs verschiedenen losen Mädchen, die die Wünsche in verschiedenen Stadien des Frauentums verkörpern. Es stellte sich ein artiges Zusammentreffen heraus: der Maler hatte die Verse aus unseres Gastes Gedicht „Mädchenwünsche" als Motive verwendet.

Wir nahmen alle mit Erstaunen wahr, mit welcher Lebhaftigkeit Goethe das Gespräch zu leiten und alle daran zu beteiligen verstand, wie seine verschiedenartigen Bemerkungen fast immer den Nagel auf den Kopf trafen und aus allem Ernst eine gesunde lebensfrohe Teilnahme hervorsprudelte, so daß man den Eindruck gewann, er müsse der Tüchtigsten einer sein.

Nach Verübung einiger Schalkhaftigkeiten über die auf den Tassen gemalten und eingebrannten Figuren der Mädchen, die sich alle von Papa und Mama hinweg auf ihre besondere Lebensbahn hinaussehnten, schlug er urplötzlich einen neuen ernsthaften Ton an, indem er auf das eben liegen gelassene Thema zurückgriff.

„Ob diese Mädchen alle ihr Lebensziel oder auch nur ihren natürlichen Beruf finden werden? Wer weiß es? Seien wir zu ehrlichem Geständnis bereit: Selten gelingt es dem Men-

schen, denjenigen Beruf zu ergreifen, der ihm gemäß ist. Nicht nur deshalb, weil die Verhältnisse, in welche man hineingeboren worden, nicht von uns beliebig umgeschaffen werden können, sondern weil uns die Erkenntnis unserer Anlagen selten schon bei der Wahl des Berufes, meist erst im Laufe längerer Tätigkeit aufgeht. Viele gibt es, die Zeitlebens nicht zu unterscheiden wissen zwischen ererbten Eigenschaften und erworbenen Fähigkeiten und deshalb in sekundärer Wirksamkeit verharren bis ans Ende.

Unsere verehrte Künstlerin hat erst im vierten Jahrzehnt ihres Daseins erkannt, daß ihre Stimme der ausdrucksvollste Teil ihres Talentes ist und daß sie diese am meisten hätte ausbilden sollen. Sie war von der Natur zur Sängerin bestimmt und mußte Schauspielerin werden. Wie lange es bei mir brauchte, bis ich mich endgültig zum Dichter berufen fühlte, wissen Sie; daß hinter der gräflichen Köchin, der ehemaligen Sophie Eberl mit dem süßen Schnäberl ein frauliches Wesen steckt, das sich als Gattin und Mutter ausleben will, wurde ihr nicht eher bewußt, als bis sie durch die Kur des Scharfrichters geheilt wurde."

Goethe lächelte verschmitzt zu mir herüber und fuhr fort: „Und im selben Augenblick erst empfand unser Scharfrichter sein Mannestum, und was er im Laufe dieser Jahre als Sammler geleistet hat, führt ihn — dessen sind wir sicher — einem neuen und höheren Lebensberuf entgegen als derjenige ist, den er im tiefsten Herzen verabscheut ... Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Huß. Die Leute, die etwas leisten, warten nie auf die sogenannte günstige Gelegenheit; sie schaffen sie sich. Ich möchte wetten, Sie, Herr Huß, sind auf dem Wege dazu."

Plötzlich wandte er seinen Blick. Ein Schatten war auf der Schwelle des äußern Zimmers erschienen, zu dem die Tür zur guten Stube offen stand. Jetzt fragte er mit gedämpfter Stimme: „Wer ist denn die unglückliche Schöne dort?"

Wir folgten seinen Blicken mit weit geöffnetem Auge und sahen zu unserer Verwunderung Mechthild, die, wie in sich zusammensinkend, am Türpfosten lehnte, das Gesicht der Stadt zuwendend, als müßte sie für ewig von ihr Abschied nehmen. Das Goldlicht des Mittags umfloß ihr reiches schwarzes Haar und ihre vornehme Gestalt, der es nur am Willen zur Haltung fehlte, um edel und groß zu wirken.

„Sie muß sich recht elend fühlen. Ich sah einst eine solche Gestalt, am Felsenufer des südlichen Meeres lehnend, und taufte sie Iphigenie. Eine große Sehnsucht spricht aus diesen Linien. Wer ist sie?"

Jedes Wort war Teilnahme, und ich gab dem Fragenden Auskunft.

„Ach! Sie tut mir leid! Auch sie eine Verkörperung des Verlangens nach Veränderung und Vollendung, wie es uns alle beseelt. Führen Sie sie doch zu uns herein!"

„Ich sehe in ihr eher eine büßende Magdalena," bemerkte die Unzelmann. Und Goethe darauf: „Die Frauen sehen manchmal weiter als die Männer, da sie ein Vorgefühl kommenden Unheils besitzen."

Ich erhob mich, schritt leise hinaus und sagte: „Mechthild, was ist dir? Ich bot ihr die Hand und sie ergriff sie und richtete sich zu voller Höhe auf.

„O, ich bin so glücklich," sagte sie zwischen Weinen und Lachen," deine Stimme zu hören, deine Hand zu fühlen; darum kam ich wahrscheinlich her. Ich weiß es nicht."

„Goethe ist bei uns. Willst du ihn nicht begrüßen, Mechthild? Am Ende könnte er dich trösten, wie er mich erhebt."

„Nein, Karl; ich fühle mich zu klein, und seine Weisheit würde mich erdrücken ... Nur du, nur du!" Sie schlug sich die Hände vors Gesicht und eilte den Burgweg hinunter.

„Sie hat sich an Ihrer Hand aufgerichtet, Herr Huß. Wir alle sahen's mit Augen. Sie können ihr helfen," sprach Goethe, als ich in die Gesellschaft zurückkehrte. Und ich gelobte ihm, für die Unglückliche zu tun, was in meinem Bereiche lag.

„So hilft einer dem andern!" rief er, „und dadurch allein verdienen wir den Namen des Menschen." Er schüttelte uns beiden die Hand: „Auf baldiges Wiedersehen. Es muß mit uns allen noch besser werden," und schritt hinaus, um seiner Dame in den Wagen zu helfen.

Wir sahen den Davonfahrenden nach, bis sie uns gänzlich entschwanden, und standen noch lange beglückt unter der Haustür, als hätten wir ein unerhörtes Erlebnis edelster Art genossen.

Ein Gott war bei uns eingekehrt.

Drinnen in der Stube, die seine Gegenwart noch zu erfüllen schien, lagen wir uns abends, nachdem ich in Goethes Abwesenheit die ausgelesenen Stücke in die Goldene Sonne geschafft, lange schweigsam in den Armen. Dann gelobten wir einander, den Weisungen des großen Mannes nachzuleben. Und in der Folge kam ein

Schaffenseifer über mich, der mich beseligte und alle Enttäuschungen der Hoffnung überwinden half, welche ich an die Ankunft Goethes und sein unmittelbares Eingreifen in mein Schicksal geknüpft hatte. Ich fühlte aufs neue und tiefer als je, wie der Rhythmus der Arbeit auf mein Seelenleben überging und ihm jenes Wohlbehagen schuf, welches der gemessene Pulsschlag dem Körper verleiht.

Das Glück und die Einsicht, deren wir teilhaftig geworden, wollten wir auch, ganz unter des Dichters Mahnung stehend, auf einen Mitmenschen übertragen und gelangten deshalb bald nach seiner Abreise mit dem Vorschlag an Mechthild, sie möchte mir in ihren freien Stunden im Laboratorium behilflich sein. Den nahm sie jubelnd an; und ihre Eltern waren damit einverstanden.

Bevor ich aber anhaltende Beschäftigung für sie fand, die Herstellung von Extrakten aus allerlei heilsamen Beerenfrüchten, wie sie der Herbst uns beschert, hatte ich nach langem Unterbruch wieder mein Amt als Scharfrichter auszuüben. Dabei fiel es mir auf, wie ich bis zum Richttag ruhig blieb und meiner Liebhaberei des Sammelns und Ordnens nachging, auch meine Gebete in der Kirche und zuhause gelassen verrichtete, ohne in die bei mir übliche inbrünstige Erregung zu verfallen. Dies obschon ich in der Beweisführung gegen die Angeklagte, ein armes Webermädchen, das seine Mutter umgebracht haben sollte, eine bedeutsame Lücke entdeckt hatte, die ich den Richtern nicht verschwieg.

Murre nicht, tu deine Pflicht! Das Schicksal will es! So beschwichtigte ich im Aufblick zu dem großen Manne, der mich besucht hatte, meine Seele. Und Sophie stand ganz in seinem Banne, beherrschte sich anders als meine Schwester Margret und bewirkte durch ihr Verhalten, daß ich aus der gesetzlich geregelten Versündigung und Vergewaltigung, die das Menschengeschlecht an mir beging, kein Wesen machte und mich nicht gegen meine Amtspflicht auflehnte.

Das verurteilte Mädchen wehrte sich freilich gegen meine Kraft, wie es vor Gericht seine Unschuld hoch und heilig beteuert und Gott zum Zeugen angerufen hatte. Und noch als es bereits den Kopf gesenkt und den weißen Hals auf den Block gelegt hatte, schrie es, daß es mir und den Zuschauern durch Mark und Bein fuhr: „Mein Blut kommt über euch! Mein Blut kommt ...“ worauf seine Stimme erstickte.

Daß meine Gelassenheit nicht meiner Natur entsprach, sondern das Werk einer auf geheimem Wege und unter dem Druck der Goethischen Anschauung erzielte Zusammenraffung aller Willens- und Nervenkräfte war, erfuhr ich nach meiner Heimkehr. Es warf mich aufs Bett. Ich schluchzte wie ein gezüchtigtes Kind eine halbe Nacht hindurch und blieb drei Tage lang wie gelähmt liegen.

In der Folgezeit verursachte das Egerland dem Kriminalamte wenig Geschäfte; denn es lieferte nach 1807 nur drei angesessene Bauern als Verbrecher; den einen wegen Totschlags, den andern wegen Diebstahls, den dritten wegen Brandsteckung. So durfte ich hoffen, die ärgsten Prüfungen seien vorbei, und kümmerte mich einstweilen nicht um die unberechenbaren Auflagen der Zukunft, deren Vorahnung mir die köstliche Gegenwart an der Seite meiner trefflichen Hausfrau hätte verbittern müssen, wodurch meine Tatkraft gelähmt worden wäre.

Gott lenkt die Dinge dieser Welt, wenn auch der Mensch sich für den Schöpfer hält.

(Fortsetzung folgt.)

Gnade.

Wie oft, o Mensch, bargst du dein Angesicht
Vor quälenden Gespenstern,
Und deine Seele fror! —
Und all dein Gram war Gnade,
Und deine Not das Tor
Zu einem Tag mit festlicheren Fenstern,
Zu einem Strom von Licht,
Zu einem rosenvolleren Gestade.

Otto Ostertag.